

schwirrt / rastlos durch das Land das kranke ... / Einsam, wie ein Gottgedanke / durch die Brust des Leugners irrt“): „Das einzig Lebendige dieser Totenlandschaft ist der mit dem ‚Gottgedanken‘ identische (!) ‚Falter‘, der zum Spender des keimhaft in der Seele vorborgenen Geheimen wird“ (151). In einem Gedicht auf Kathedralplastiken „bezeugt Rilke mit der Versicherung ‚... das sind auch wir‘, daß alle diese Steinfiguren uns bedeuteten. Rilke gibt damit zu, daß alle diese Figuren in seinem Gedicht bloß (!) symbolisch für menschlich-psychische Äquivalente verwendet seien“ (247). – Zu Recht besteht I. auf der Doppel- und Mehrsinnigkeit der Rilkeschen Texte, und sein Hinweis trifft zu, daß häufig Subjekt und Objekt vertauscht sind (257 – Gadamer's „mythopoetische Umkehrung“). Aber hier wird jede reim-angeregte Beliebigkeit und Courtoisie mit einem Tiefsinn beladen, der den Leser mitunter zwischen Aufseufzen und Auflachen schwanken läßt. So zu Versen von 1900: „Sterben heißt: reiten auf schwarzer Erde, / Waffen tragen, die glänzend ruhn, / auf schwerem Pferd ...“, also gleichsam einer Cornet-Variante, zu einem Bild Heinrich Vogelers: „Offensichtlich ist der Artifex, der in diesen Versen ‚stirbt‘ und den ‚Tod‘ auf sich nimmt, keineswegs tot, sondern im Gegenteil recht lebendig ...“ Also wird aus dem Kriegsabschied des jungen Ritters von seiner Mutter das alchymische Opus aufgrund der „in-nigen Kontaktnahme mit dem Mutter-Archetyp“ (226). – Oder Rilke schreibt nach neunmonatiger Abwesenheit von Muzot: „... eine Abwesenheit von neun Monaten bleibt nicht ungestraft, (surtout quand on ne les a pas employés pour mûrir un enfant)“. Dazu schiebt Vf. 1. nach „Monaten“ ein: <Schwangerschaftsdauer!>, und erklärt 2. bedeutungsvoll, daß die Baumfrucht bei Rilke den Sohn als Produkt des Opus bedeute, zeige sich darin, daß er sogar ausdrücklich vom Kind spreche (236). Welcher Dichter wohl nicht? (Ähnlich bedeutungstief S. 249, zu einem Brief, in dem Rilke einen Besuch abwehrt, weil er sich im Puppenstadium befinde. Man möge auf den Schmetterling warten.) Die Beispiele dürften genügen, um in einem ersten Schritt das gebotene harte Urteil zu rechtfertigen.

Tatsächlich geht es Rilke mehr um seine Arbeit als um die ihm begegnenden Menschen (dazu von Rilke selbst das „Testament“, veröffentlicht 1974). Und die Arbeit gilt mehr noch als seinen Texten, das wird recht gesehen (bes. 260–263), seinem Selbst. Aber daß Rilkes „Gott“ nicht der christliche sei, muß nicht mehr gesagt werden; daß es nicht der „metaphysische“ sei, bleibt so lange leer, als dieser Begriff nicht näher bestimmt wird. G. Simmel hat das Stundenbuch als große pantheistische Dichtung begrüßt. Das ist wohl psychologisch zu ergänzen, also umzugewichten. Doch die hier vertretene *exklusive* Subjektivierung bleibt eine unbegründete These. – Ein sehr schön ausgestattetes Buch; eine (Wieder-)Begegnung mit vielen, auch entlegenen Rilke-Texten, erhellende Parallelisierungen zur alchemistischen Tradition (denn natürlich sind die Grundmuster, Grundsymbole und Symbolperspektiven: zu Baum, Frucht, Tod, Wein, Androgyne ... gemeinsam). Im Blick auf „Poesie und Wissenschaft“ aber (und nicht erst aus philosophischer, gar theo-logischer Perspektive) eher ein Curiosum. J. SPLETT

### 3. Erkenntnistheorie. Metaphysik. Religionsphilosophie usw.

STEGMÜLLER, WOLFGANG, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Bd. 1: Erklärung – Begründung – Kausalität. 2. verb. Aufl. Berlin/Heidelberg/New York: Springer 1983. XX/1116 S.

Nach 14 Jahren erscheint das inzwischen im deutschen Sprachraum zu einem Standardwerk gewordene Buch Stegmüllers unter neuem Titel in 2. Auflage. Die erste Auflage endet mit einer „Liste von Problemen, die entweder ungelöst sind oder deren Lösung umstritten ist“ (775–789). Die neue Auflage nimmt für sich in Anspruch, die wesentlichen Probleme, die 1969 noch offen waren, zu lösen (1078f). Wenschon dem Rez. einige der damals gestellten Fragen noch immer nicht zureichend beantwortet zu sein scheinen, mag dieser Anspruch St.s deutlich machen, wo sehr sich sein ei-



genes Denken entfaltet – zum anderen aber auch wie der Wandel im wissenschaftstheoretischen Denken Probleme lösbar machte, die in den 60er Jahren noch offen waren.

Der objektive und subjektive Erkenntnisfortschritt verdichtet sich vor allem in den beiden Kap., die in der neuen Auflage eingefügt worden sind: ein Kap. über Kausalitätsprobleme (501–638) und eines über die pragmatisch-epistemische Wende in der wissenschaftstheoretischen Beherrschung von Erklärung und Begründung (940–1074). Der Rez. will sich auf die kritische Würdigung dieser beiden Kap. beschränken, da die übrigen schon in einer Besprechung der ersten Auflage in dieser Zeitschrift (ThPh 45 [1970] 562–567) gewürdigt worden sind. – Nach St. reduziert sich das Kausalproblem auf Sinnfragen (Explikation von Begriffen) und Geltungsfragen (Überprüfung von Sätzen). Dabei beschränkt er sich ausschließlich auf den theoretischen Aspekt des Problems und erspart sich die Behandlung seiner praktischen Seiten (etwa die Diskussion um die Willensfreiheit). Er kommt mit dieser Methode zu wissenschaftstheoretisch brauchbaren Bestimmungen von „kausale Erklärung“ [= eine deduktiv-nomologische Erklärung, für die mindestens ein deterministisches, quantitatives Ablaufgesetz benötigt wird und deren Antecedensereignis nicht später ist als das Explanandumereignis (535)] und „Ursache“ [= die Totalität der Antecedensbedingungen einer adäquaten kausalen Erklärung eines Ereignisses (535)]. Mit diesen Definitionen ist selbstverständlich noch nicht gegeben, daß sie Anwendungsfälle besitzen. Die Ablösung des Ursachebegriffs von ontologischen Implikationen ist dennoch außerordentlich fruchtbar, weil andernfalls jeder Begriffgebrauch eine Explikation der zugehörigen Ontologie verlangen müßte. In der Praxis erweist sich – so definiert – der Ursachebegriff jedoch als nahezu leer, insoweit er die „Idee des perfekten Wissens“ (511) in Entsprechung zum Dämon des Laplace wieder aufnimmt. – Insofern es nicht möglich ist, ein scharfes Kriterium für den Unterschied zwischen Real- und Erkenntnisgründen zu formulieren, liegt nicht nur der Verzicht auf die Verwendung einer impliziten Ontologie nahe, sondern auch der Verzicht auf deterministische Prognosen aus bloßen Symptomen zugunsten probabilistischer. So ist denn auch das Kausalitätsprinzip nicht rückgebunden auf eine Ontologie (etwa: „Jedes Ereignis hat eine Ursache“) zu formulieren, sondern metasprachlich: „Zu jedem Ereignis existiert eine adäquate kausale Erklärung“ (539). – Kritisch ist anzumerken, daß der Verf. mit einer alten wissenschaftstheoretischen Tradition „Ursachen“ mit „Bedingungen“ gleichsetzt (506). Vermutlich wäre es günstiger vom Ansatz her, davon auszugehen, daß beide Verschiedenes bezeichnen (Ursache etwa einen Realgrund, der etwas hervorbringt; „Bedingung“ etwa als notwendige oder hinreichende Voraussetzung, daß ursächliche Prozesse geschehen können). Es mag durchaus sein, daß sich dann logisch und/oder empirisch keine zureichenden Kriterien für die Differenz beider ausmachen lassen. Doch ist das zunächst zu prüfen. Ferner kann der Rez. dem Verf. nicht folgen in der Annahme, daß reale Kausalität (logisch) Determinismus impliziert. Die (deterministische) eindeutige Zuordnung von Ursache und Wirkung ist nicht im (wie auch immer konzipierten) Begriff „Ursache“ enthalten. Es ist durchaus denkbar, daß sehr verschiedene Ursachen zu gleichen Wirkungen führen, sie müssen nur ihrer Mächtigkeit nach zureichend sein. – Ferner ist der Rez. der Meinung, daß die Sprache der Quantenphysik nicht zutreffend dargestellt wird (570 ff.). Die Worte für die klassischen physikalischen Meßgrößen bedeuten nichts anderes, sondern die Semantik der klassischen Physik wird radikal verlassen (so werden in der Operatorenmechanik anstelle der klassischen Meßgrößen Operatoren, d. s. mathematische Rechenanweisungen, eingesetzt). Auch die Syntax der klassischen Physik (mit einer der Umgangssprache entlehnten Syntax) wird zugunsten der Syntax der Mathematik des Körpers der komplexen Zahlen verlassen. Die Quantenphysik gehorcht also einer total veränderten Logik. Dabei ist durchaus zuzugeben, daß ihre Gleichungen „deterministisch“ interpretiert werden wollen. Endlich ist der Rez. der Meinung, daß ein wichtiger Aspekt der modernen Kausalkritik nicht zureichend behandelt wird. Moderne dynamische Systemtheorien arbeiten mit einem Netzwerk von Wechselwirkungen, von denen möglicherweise einige wenige sich widerspruchsfrei mit Hilfe



auch des von St. korrigierten Ursachebegriffs beschreiben lassen. In aller Regel wirkt jedoch die Verwendung von Ursachebegriffen in dynamischen Systemtheorien kontraproduktiv.

Das zweite neu erarbeitete Kap. vollzieht einen Paradigmenwechsel, indem es eine deterministische Erklärung nur als Sonderfall einer probabilistischen Erklärung ausführt. In einer probabilistischen Erklärung ist der Überzeugungs- oder Glaubenswert (nicht: Wahrheitswert) kleiner als 1. Für DN-Erklärungen mit dem Glaubenswert 1 ist auszumachen, daß sie „für definitiv gehalten werden, weil es nicht möglich ist, durch weiteren Wissenszuwachs den Glaubenswert des Explanandums zu erhöhen“ (996). Damit fällt auch die Unterscheidung zwischen wahr und falsch, „weil für Erklärungen zu grob und undifferenziert“ (997) fort und wird durch den pragmatischen Begriff der „erklärenden Kraft“ (998) ersetzt. Erklärungen beantworten die Fragen: „Wie möglich?“ – „Warum notwendig?“. Insofern das Wort „Erklärung“ auf sehr verschiedene Sachverhalte angewandt werden kann, entzieht es sich einer exakten Definition. Das Wort bezeichnet vielmehr eine „Begriffsfamilie“ im Wittgensteinschen Sinn (1027). Von „Begründung“ ist „Erklärung“ deutlich abzuheben. „Begründungen“ sind allenfalls im deterministischen (und nicht im statistischen) Fall von Faktenverarbeitung möglich. Da aber vermutlich, wie im Kausalitätskapitel nahegelegt wird, der deterministische Fall als empirisch zu sichern nicht vorkommt, gibt es keine Begründungen (im theoretischen Bereich, über den allein das Buch handelt), sondern nur (probabilistische) Erklärungen. – Der Rez. ist sich nicht sicher, ob diese „pragmatische Wende“ nicht bloß ein Anliegen des kritischen Rationalismus aufgreift und verdeutlicht. Die „Theorienwahrheit“ ist heute kaum mehr behauptet, wenn mit „Wahrheit“ die Qualität einer Aussage gemeint ist, die sagt, was ist. Theorien haben ihre eigne Wahrheit, die durchaus zu behaupten ist, wenn nur die Wahrheitsbedingungen mit ausgesagt werden („Ich erkläre mir diese Ereignisse so: ...“).

Aufs Ganze gesehen erweisen sich jedoch die Weiterführungen der zweiten Auflage als produktiv. Die Empfehlung, Kausalfragen von Erklärungsexplikationen abzukoppeln (Abkoppelungsthese) und die Einsicht, daß man Klarheit über „Erklärung“ nur erlangen kann, wenn man den semantisch-logischen Bereich verläßt und pragmatisch-epistemisch agiert, sind fruchtbar und bringen die Wissenschaftstheorie in Deutschland sicher ein gutes Stück voran.

R. LAY S. J.

ROBERT, JEAN DOMINIQUE, *Essai d'approches contemporaines de Dieu en fonction des implications philosophiques du Beau* (Bibliothèque des Archives de Philosophie NS 38). Paris: Beauchesne 1982. 480 S.

Dieser stattliche Band umfaßt nach einer gründlichen Vorrede von J. Ladrière und einer ausführlichen Einleitung des Verf.s drei Teile. Im ersten Teil wird eine weitausgreifende Auseinandersetzung mit Wegen vollzogen, auf denen sich heute das Philosophieren dem lebendigen Gott nähert. Der 2. Teil entwickelt dann im besonderen den Weg, der bei den philosophischen Implikationen der Schönheit ansetzt, wobei sowohl das Kunstwerk als auch dessen schöpferisches Hervorbringen beachtet werden. Das Verdienst des 3. Teiles ist nicht gering, weil er eine ungewöhnlich reiche Bibliographie zusammenträgt. Näherhin werden die Schriften zunächst nach den Namen der Verfasser alphabetisch angeführt und dann wenigstens in einer Übersicht den Fragegebieten des Bandes zugeordnet. Freilich scheint die deutschsprachige Literatur zu kurz zu kommen; auch wird meist nur die französische Übersetzung genannt. – Auf die beiden ersten Teile müssen wir etwas genauer eingehen.

Hauptsächlich zwei Fragen behandelt der 1. Teil (53–286) in (allzu) ausführlichen Diskussionen mit zahlreichen Autoren. Es sieht so aus, als ob die neuerdings mächtig entwickelten Wissenschaften vom Menschen wie Geschichte, Psychologie und Soziologie all das sagen könnten, was vom Menschen zu sagen ist. Daraus zieht man die Folgerung, daß keine ausgesprochen philosophischen Fragen bleiben und namentlich die Gottesfrage verschwindet. Dagegen zeigt R. überzeugend, daß jene Wissenschaften nur die Bedingtheiten (conditionnements) erforschen, unter denen sich der